Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim. Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt
und
Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 67. **Dienstag** den 6. Februar 1900. **94. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 6. Februar.

Während es nach den letzten Mittheilungen der „Germania" als feststehend angenommen werden muß, daß Dr. Lieber für geraume Zeit parlamentarisch in der Flottenangelegenheit nicht wird thätig sein können, tritt der Abg. Müller-Fulda auf den Plan, gleichfalls als ein zu Vermittelungsarbeit nicht ungeeignetes und als solches namentlich auch schon in Marinesachen bewährtes Mitglied des Centrums. Herr Müller ist merkwürdiger Weise durch die Nationalliberalen seines Wahlkreises zu einer Meinungsäußerung über die Flottenfrage angeregt worden. Eine nationalliberale Wählerversammlung, welche am 7. v. M. in Höchst a. M. stattgefunden, hatte folgende Resolution gefaßt:

Die Versammlung hält im Interesse der Aufrechterhaltung unseres Handels und im Interesse des Fortschritts unserer gesammten wirthschaftlichen Entwickelung eine Vermehrung unserer Kriegsflotte für unbedingt geboten; sie begrüßt daher freudigst die auf die Vergrößerung der Flotte gerichteten Bestrebungen der Reichsregierung und erwartet, daß der Reichstag dazu helfen wird, diese Bestrebungen zu verwirklichen.

Diese Resolution war durch den Vorsitzenden des nationalliberalen Vereins am 20. v. M. an Herrn Müller als Vertreter des ersten nassauischen Wahlkreises (Homburg-Höchst-Usingen-Idstein-Hofheim) eingesandt worden. Herr Müller hat darauf folgende Erwiderung gegeben:

Berlin, 31. Januar 1900.

Aus Ihrem Gehorten vom 20. d. M. ersehe ich, daß die dortige Wählerversammlung sich für eine Vermehrung der deutschen Kriegsflotte ausgesprochen hat.

Die große Mehrheit des Reichstags hat seit Jahren den gleichen Standpunct eingenommen und die Ausgaben für Marinezwecke in stetig steigender Höhe bewilligt, nämlich:

für das Jahr	1895	81 679 343 ℳ
„ „ „	1896	86 259 906 „
„ „ „	1897	117 525 494 „
„ „ „	1898	121 741 548 „
„ „ „	1899	133 413 619 „

Hiervon für Schiffsneubauten und Armirung:

für das Jahr	1895	20 948 000 ℳ
„ „ „	1896	26 418 000 „
„ „ „	1897	49 088 000 „
„ „ „	1898	51 812 000 „
„ „ „	1899	57 155 000 „

Nach dem zur Zeit geltenden Flottengesetz werden diese Ausgaben auch in den nächsten vier Jahren eine weitere namhafte Steigerung erfahren.

Wenn die Stärkung der deutschen Kriegsflotte scheinbar nicht in gleichem Maße mit den dafür bewilligten Mitteln vorangegangen ist, wenn insbesondere ein Theil der in den Jahren 1890 bis 1895 hergestellten Schiffe den Erwartungen nicht entsprochen hat, so liegt dies an außerhalb der Mitwirkungsbefugniß des Reichstags stehenden Ursachen.

Der jetzt vorliegende neueste Flottengesetzentwurf bedarf noch einer eingehenden Prüfung, welche demselben zunächst in der Reichshaushaltscommission zu Theil werden soll. Hierbei wird auch erwogen werden müssen, in welcher Weise die dadurch bedingte Vermehrung der Ausgaben zu decken ist. Es dürfte kaum angängig sein, auch fernerhin die Deckung der gesammten Ausgaben für die Landesvertheidigung, die colonialen Unternehmungen, den Schutz des Handels und der Schifffahrt durch solche Steuern aufzubringen, welche gerade die unbemittelten Classen, insbesondere die Arbeiter- und die ärmere bäuerliche Bevölkerung, die ohnehin einen schweren Kampf um ihre Existenz zu bestehen hat, am meisten belasten.

Im Uebrigen dürfen Sie bei mir ein volles Verständniß für die Wichtigkeit unseres Handels und unserer wirthschaftlichen Entwickelung voraussetzen.

Mit aller Hochachtung
Richard Müller, Mitglied des Reichstags.

Ungefähr so würde sich wohl auch Herr Lieber in diesem Stadium ausgesprochen haben. Die Erklärung des gewandten kurhessischen Centrumsmannes läßt allen bisher gehegten Hoffnungen und Befürchtungen Spielraum. Herr Müller verweist auf die Budgetcommission des Reichstags, jenen glatten Boden, auf dem die Diplomatie eine größere Rolle spielt, als jemals aus den bekannt werdenden Verhandlungsberichten erhellt. Während der Commissionsverhandlungen, die sich beliebig ausdehnen lassen, seit das Centrum die ausschlaggebende Partei ist, ist schon häufig allerhand geschehen — und die Vermuthung, daß der letzte Schrei nach Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes, den die „Germania" ausstieß, mit der Flottenvorlage zusammenhänge, wird auch von der „Nationalzeitung" ausgesprochen. Daß die zweideutige, theils geradezu flottenfeindliche Haltung der agrarischen Presse, weil sie, wie hervorgehoben, auf etwaige Wahlen einwirken könnte, die geschäftliche Position des Centrums erleichtert, braucht nicht näher auseinandergesetzt zu werden. Die „Deutsche Tageszeitung" ergeht sich übrigens heute in einer Betrachtung, die zwar auch nicht frei von Winkelzügen ist, aber wenigstens nicht die Behauptung wiederholt, die Flottenvorlage richte sich gegen die Landwirthschaft. Vielleicht hat es einigen Eindruck hervorgebracht, daß ein auf der äußersten Rechten stehendes Blatt die Berliner Leitung des Bundes der Landwirthe darauf aufmerksam machte, daß die Zuckerindustrie, also ein landwirthschaftliches Gewerbe, mehr als andere Industrien zu fürchten hätte, „wenn das Ausland sich gegen Deutschland noch mehr abschlösse, weil es die Macht desselben nicht zu fürchten hätte" — jedenfalls eine gegenüber der Bundesleitung angebrachte Erinnerung, denn der beliebteste Sport dieser Herren ist, wegen der Benachtheiligung des deutschen Zuckers auf einen Bruch mit Amerika zu dringen, ein Unternehmen, das an sich nicht unbedenklich, aber jedenfalls durch die publicistische Verdichtung der Parole „keine Kähne" nicht gefördert wird. Wollen und können wir trotz Allem hoffen, daß die Agrarier, vornehmlich unter dem Einfluß der Conservativen, aufhören, dem nothwendigen nationalen Werke Hindernisse in den Weg zu bauen, so sollte man das von Behörden erst recht erwarten dürfen. Was die deutschen Burschenschaften soeben über frühere Mißstände in der Flottenagitation erklärt haben, gilt thatsächlich vielfach noch heute. Doch dieses Capitel soll nicht aufgeschlagen werden, aber zwei Erscheinungen der jüngsten Tage fordern die Beachtung gebieterisch heraus. Ein sehr flottenfreundliches preußisch-hessisches Blatt beklagt sich über eine Veranstaltung, die zu Gunsten der Flotte angeordnet war, aber ihrer Natur nach den entgegengesetzten Zweck erreichte. Ein Officier in Uniform (kein Marineofficier) kündigte eine Flottenversammlung an, die auch stattfand, aber unter geringfügigster Betheiligung des Publicums, die durch die zahlreich anwesenden — Soldaten politisch nicht ersetzt wurde. Hinsichtlich der Freiwilligkeit der Theilnahme der Mannschaften herrschten Zweifel, im Ganzen machte, was man dem erzählenden Blatte wohl glauben kann, das Arrangement einen schlechten Eindruck. Und zweitens: Wie gar nicht mehr zu bezweifeln, vielmehr durch Beispiele aus Breslau, Berlin, Stettin belegt ist, wird in den preußischen Schulen die das freie Treuverhältniß zum Monarchen besingende Strophe der preußischen Nationalhymne nicht mehr gesungen werden. Die Strophe lautet:

Nicht Ruh, nicht Rast
Sichern die Stelle Hab',
Wo Fürsten stehn;
Liebe des Vaterlands,
Liebe des freien Manns
Gründen den Herrscherthron
Wie Fels im Meer.

Die Ausmerzung dieser Verse, deren Absingung bisher den Charakter des preußischen Volkes als eines Volkes in Waffen nicht beeinträchtigt hatte, macht auch keinen der Flottensache zuträglichen Eindruck. Könnte man sich das nicht selbst denken, so würde man darüber durch die Glossen belehrt, die demokratische süddeutsche Zeitungen zu dem neuesten Schritt auf dem Wege der Wegräumung bewährter Traditionen machen. Es wundert uns nur, daß diese Zeitungen aus dem Schritte nicht den für die Flottengegner sehr verwerthbaren Schluß ziehen, auch der neue preußische Unterrichtsminister Dr. Studt sei ein solcher Gegner.

Der nationalsociale Führer Tischendörfer empfiehlt als ein Mittel, **die socialdemokratischen Gewerkschaften zu „neutralisiren"**, den Eintritt von Nichtsocialdemokraten in dieselben. In den socialdemokratischen Arbeiterkreisen richtetem Angehörige anderer Stände, auch wenn sie mit Engelszungen redeten, fast gar nichts aus; eine um so größere Aufgabe habe der nichtsocialdemokratische Arbeiter. „In seiner Gewerkschaft", schreibt Tischendörfer wörtlich, „muß er (der nichtsocialdemokratische Arbeiter) nach deren Satzungen und, weil sie selbst zur Erreichung ihrer Zwecke auf große Mitgliederzahlen angewiesen ist, aufgenommen werden. Dort kann er für eine besonnene, objective Behandlung der Arbeiterfrage thätig sein und dadurch ein Verständniß für andere Auffassungen anbahnen, um die abgebrochene Brücke zwischen der Arbeiterschaft und dem Bürgerthume wieder aufzurichten." Etwas Wahres ist an dieser Ausführung zweifellos. Wie eine Kirche nicht durch Leute reformirt werden kann, die außer ihr stehen, so kann auch eine socialdemokratische Gewerkschaft nicht von außen her zu einer inneren Wandlung gebracht werden. Aber wer einen bedeutenden Einfluß in einer Körperschaft, in die er zu diesem Zwecke eintritt, gewinnen will, muß wenigstens die wichtigsten Ziele mit der Mehrheit der Körperschaft gemein haben, sonst begegnet er von vorn herein einem unüberwindlichen Mißtrauen, das jede Einwirkung unmöglich macht. Oder glaubt Herr Tischendörfer vielleicht, einige Dutzend Protestanten könnten durch den Uebertritt zur katholischen Kirche in dieser einen reformatorischen Einfluß gewinnen, und würde er solchen Uebertritt ebenso empfehlen, wie er den Eintritt nichtsocialdemokratischer Arbeiter in socialdemokratische Gewerkschaften empfiehlt? Sicherlich nicht. So ist es denn erfreulich, daß der „Evangelische Arbeiterbote" die Mahnung Tischendörfer's zurückweist und die Gründung besonderer Gewerkvereine empfiehlt, die durch vorbildliche Thätigkeit Anziehungskraft auf die besonnenen Arbeiter ausüben.

In den Räumen des Reichsraths-Präsidiums in Wien fand gestern die erste Sitzung der von der Regierung zur **Schlichtung der nationalen Differenzen in Böhmen und Mähren** einberufenen **Conferenz** statt. Von Seiten der Regierung waren anwesend: Ministerpräsident von Körber, Finanzminister von Böhm, Justizminister von Spens, der Minister für Cultus und Unterricht von Hartel, Minister Dr. Rezek, Handelsminister von Call und Ackerbauminister Freiherr Giovanelli. Ministerpräsident von Körber begrüßte die Versammlung und dankte den Mitgliedern dafür, daß sie der Einladung der Regierung gefolgt seien.

„Ich betrachte", fuhr er sodann fort, „schon Ihr Erscheinen als einen Erfolg nicht der Regierung, sondern der hochwichtigen Sache, die uns hier versammelt, denn wir wollen Frieden stiften in diesem alten ehrwürdigen Reiche, das schon allzu lange durch den unseligen nationalen Kampf zerklüftet und in seinem wirthschaftlichen Gedeihen schwer geschädigt wird. Wenn Sie um sich blicken, meine Herren, so finden Sie, daß diejenigen Staaten am mächtigsten gediehen, deren Bürger in einträchtigem Bemühen der Größe und dem Ruhme ihres Landes zustrebten, und sehen in diesen Reichen alle Hände bei der Arbeit, die geistigen und materiellen Reichthum schafft. Bei uns ist es leider nicht so. Der unausgesetzte nationale Kampf hat alle Zuversicht, alles Selbstvertrauen, alle freudige Schaffenskraft zurückgedrängt. Hören Sie aber die Stimme unseres tüchtigen, so reich begabten Volkes, so vernehmen Sie aus allen Lagern den sehnsüchtigen Wunsch nach Ruhe und Frieden. Allgemein ist die Ueberzeugung, daß es kein größeres Glück für unser Reich gäbe, als wenn an die Stelle der fortwährenden, jede Sammlung und Consolidirung hindernden Streites eine Politik der Eintracht und der wirthschaftlichen Kraftentfaltung träte. Führen wir die nationale Frage mit männlicher Ruhe auf ihren sachlichen Kern zurück; die Schwierigkeiten sind nicht so groß, daß sie nicht überwunden werden könnten. Trotz aller Kämpfe des letzten Jahres hat sich in einigen Puncten eine Annäherung der Anschauungen vollzogen. Wenn Sie, meine Herren, in Ihren Berathungen die Differenzpuncte wohlwollend und in allseitig versöhnlicher Stimmung zu mildern und auszugleichen trachten, dann werden Sie wenigstens eine Zeit der Erholung gewinnen, die gestattet, alle Umsicht und Energie den dringenden wirthschaftlichen Fragen zuzuwenden, und haben wir hier erst den Erfolg, so ist mir nicht bange, daß der Wohlstand des Reiches bereits das stärkste Argument für den dauernden inneren Frieden sein wird. Der Regierung schwebt als Ziel vor, die Machtfülle des Staates in den Dienst der Cultur und der Volkswirthschaft zu stellen, an Ihnen ist es, meine Herren, die Voraussetzungen für eine solche Politik zu schaffen. Ich darf sagen, meine Herren, das Reich blickt auf Sie, geben Sie ihm sein Glück und seine Ruhe wieder."

Hierauf gab Abgeordneter Dr. Engel im Namen der Vertreter der böhmischen Volksparteien aus Böhmen und Mähren eine Erklärung ab, in welcher er sagte, daß die Betheiligung der genannten Parteien, da ein Verhandlungsprogramm bisher nicht bekannt gegeben worden sei, vorläufig nur einen informatorischen Charakter haben könne, daß man aber gern bereit sein werde, an einer Einigung des nationalen Kampfes ehrlich mitzuwirken. Als ersten Schritt hierzu bezeichnete Redner die Nothwendigkeit der Regelung der Sprachenfrage und betonte, daß eine Theilnahme an Conferenzen für die Haltung der böhmischen Volksparteien im Abgeordnetenhause kein Präjudiz bilden werde. Sodann drückte Abgeordneter Funke die Geneigtheit aus, an der Herstellung geordneter Zustände mit zu arbeiten, und fügte hinzu, daß es zweckmäßig sein werde, sich auf diesen Conferenzen lediglich mit der Sprachenfrage in Böhmen und Mähren zu beschäftigen. Redner hob hervor, daß die gesetzliche Regelung der Sprachenfrage und die Aufrechterhaltung der einheitlichen Verwaltung nicht nur mit dem allseits gewünschten ungestörten Zusammenleben aller Nationen in Oesterreich wohl vereinbar, sondern auch von der Machtstellung und dem Ansehen des Staates untrennbar sei, und sprach den Wunsch aus, daß die Resultate der Conferenzen

---

Feuilleton.

30] **Die ganze Hand.**
Roman von Hans Hopfen.
Nachdruck verboten.

Wendewalt konnte nicht wissen, wie wahr er zu seinem jüngeren Freunde gesprochen hatte, wie jedes Wort gleich einem Feuertropfen brennend in dessen arme Seele fiel.

Bange stand dieser brütend da, nichts um sich her gewahrend, die geballte Faust vor der Brust, wie Einer, der sie mit dem Geständniß erschüttert: mea culpa! —

Wieder gingen Wochen ins Land, der Sommer wurde warm, und die Geschäfte des Generals in Berlin konnten, soweit sie nicht bereits erledigt waren, von einem Nachfolger übernommen werden. Er selbst aber drängte um so lebhafter zur Vermählung, als er mit seinem jungen Weibe nicht in der heißen Jahreszeit — die ungefähr unserem Berliner Winter entspricht — in seiner tropischen Heimath eintreffen wollte, wo ein Eingewöhnen schwer wird und böse Fieber auf den in anderen Welttheilen geborenen Ankömmling lauern.

Nanda, die sich lange gegen jede Beschleunigung gesträubt hatte, war endlich selbst dafür, die Hochzeit demnächst zu feiern. Den wahren Grund anzugeben, hielt sie nicht für nöthig. Sie sagte scherzend, sie wolle doch noch vor ihrem dreißigsten Geburtstag unter die Haube kommen.

Und so ward eines Tages mit vornehmer Schlichtheit und doch mit genügendem Pomp die Verheirathung des vielgenannten Gesandten und Ministers mit der schönen Nanda von Wesselbrunn gefeiert. Botschafter und andere hohe Würdenträger nahmen an der kirchlichen Ceremonie wie an dem köstlichen Diner Theil und Alma Seckenfeldt hatte ihren großen Tag. Sie sah wie ein glorreicher Staatsmann und Heerführer auf den gelieferten Feldzug zurück. Solch' einen Triumph hatte der Salon in der Tauentzienstraße noch nicht erlebt. Diese Verlobung und Verheirathung war der Glanzpunct ihrer Leistungen. Nanda dankte, nach ihrer Meinung, dies unerhörte Glück nur ihr; und mit vollem Recht fühlte sie sich als Brautmutter und überströmte gegen ihren Schützling von Zärtlichkeit und weisen Rathschlägen.

Der wirkliche Vater der Braut war nicht beim Feste. Man hatte anfangs gedacht, es zu ermöglichen, ohne Aufsehen zu machen. Er hätte wahrscheinlich mit seinem Nachbar doch nur von mittel- und südamerikanischen Finanzverhältnissen gesprochen und wie er diesen, demnächst dazu berufen, aufhelfen würde. Bei einem Besuch in Zehlendorf hatten die Verlobten den alten Mann eher in einem Zustande des Verfalles gefunden, der auch aus so freudigem Anlaß keine Störung seiner Gewohnheiten gestattete. Es war ein tieftrauriger Abschied, den Nanda bei diesem letzten Besuche nahm, und ein finsterer Gedanke, der in dieser letzten Umarmung des Vaters in ihr aufgetaucht war, begleitete sie hinaus in die weite Welt.

Der alte Geheimrath selbst zog die Runzeln hoch in die Stirne hinauf und sagte immer wieder, daß er sich um keinen Preis und aus keiner Rücksicht jetzt von seinem Wohnort auch nur kurze Zeit entfernen dürfte, denn, da er seinem Eidam den Liebesdienst, ihn drüben überm großen Wasser in allen Finanzfragen zu berathen, nicht abschlagen könnte, sähe er sich genöthigt, jede Minute darauf zu verwenden, fließend und elegant Spanisch und Portugiesisch sprechen zu lernen. Dies sei keine leichte Aufgabe bei seinem Alter und seinem schwindenden Gedächtniß.

In diesem Gedanken verstockte er sich immer mehr und mehr. Nachdem alle Erinnerung an seinen Schwiegersohn und selbst an seine Tochter vermischt schien, sprach er doch noch immer von einer großen Reise hinüber in ein paradiesisches Land und bedauerte nur, über dem Studium der fremden Sprache zu seinem Kummer immer mehr und mehr die Fähigkeit zu verlieren, sich in seinem mütterlichen Deutsch nach Bedürfniß und Belieben auszudrücken.

In gewissem Sinne behielt er mit dieser letzten Idee auch Recht. Denn kaum vier Wochen nach Nanda's Verheirathung hatte ihr Vater jene weite Reise hinüber in ein paradiesisch Land angetreten, wo die schwindende Sprache ganz verstummte.

„Die schöne Präsidentin", wie die Berliner Nanda nach ihrer Verehelichung nannten, war zunächst mit ihrem Gatten nach Paris gereist, wo dieser in Geschäften seines Staates ungefähr einen Monat zu verweilen hatte. Auf dem Umwege nach dem Süden durch gute Gesellschaft und Laune in Biarritz aufgehalten, empfingen sie die telegraphische Nachricht vom Tode des Vaters zu spät, um zum Begräbniß rechtzeitig in Berlin eintreffen zu können. Nanda war darüber so bestürzt und bekümmert, daß sie im Marseille erkrankte und die Einschiffung um vierzehn Tage verzögert werden mußte.

Unter vielen Beileidsschreiben, die sie nun auf ihrem Siechbett erhielt, war auch eines von Immanuel Winkler, der mit wenigen Worten, durch die das alte Gefühl wider Willen in der Leserin Augen schimmerte, sein Beileid zu dem schweren Verluste aussprach.

Noch einmal flammten Sehnen und Verlangen nach dem verlorenen Glück in der leidenschaftlichen Frau empor und machte sie rascher genesen. Den Minister riefen Pflicht und Ehrgeiz, Stolz und Vaterlandsliebe nun immer dringender nach Hause. Seine Gattin war noch nicht im Stande, sich auf eine Meerfahrt von so langer Dauer zu wagen.

Trotzdem erklärte Don Pedro, daß er mit dem nächsten Schiff unweigerlich abreisen und sie ihn krank oder gesund begleiten müsse. Ihr Kummer könne Todte doch nicht erwecken, ihm aber würde längeres Säumen Stellung, Ansehen und vielleicht das Leben kosten, ihrem Befinden die Luft auf hoher See nur gut thun und endlich wollte er die Freude nicht länger verschieben, an der Seite seiner herrlichen Gemahlin, von Freund und Feind bestaunt und beneidet, in der alten Heimath zu landen und also in deren Hauptstadt einzuziehen. Dort werde sie schon sehen, was das zu bedeuten habe und daß das ein bischen Ungemach und Heimweh reich verlohne.

Immanuel Winkler erhielt aber um dieselbe Zeit ein Dankschreiben von der Einkgeliebten, und es schloß also:

„Rufe mich, und Du kannst, wenn Du willst, die geschiedene Frau Don Pedro's vor aller Welt als Dein glückliches Weib heimführen. Ich flehe Dich noch einmal an, mach' uns Beide nicht unwiderruflich unglücklich. Telegraphire mir das einzige Wörtchen: Komm, und ich bin in drei Tagen in Berlin, mag man die Indianer auf die Höhe ihrer staatlichen und culturellen Entwickelung führen ohne mich: Mein Ehrgeiz wird's ertragen und meine Liebe Alles verwinden, wenn ich wieder bei Dir sein darf. Denk' an den barmherzigen Gott und denke, daß Alles vorbei ist, wenn ich, von Dir für immer verstoßen, Europas Küste hinter mir versinken sehen muß."

. . . Winkler telegraphirte nicht. Er schrieb. Er wiederholte mit wenigen Worten, was er ihr im brennenden Schmerze mündlich gesagt hatte, und schloß mit dem so oft mißbrauchten Satze: „Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Lebe wohl."

Da erklärte Nanda ihrem Gatten, daß sie reisefertig sei, und der Minister bestieg glückstrahlend mit der schönen, stolzen Frau den Dampfer, auf dem er für sie Beide und ihr Gefolge Plätze bestellt hatte.

Stadt- und Hafenbehörden versäumten nicht, dem hochverdienten Fremdling, in dem man bereits das Haupt einer befreundeten seemächtigen Republik vor sich sah, den Abschied von Frankreich feierlich und ehrenvoll zu gestalten. Das freute Don Pedro seines Weibes wegen. Er selbst dachte bereits mit schöpferischem Gedanken weit weg.

In Gibraltar setzten sie noch einmal den Fuß auf europäisches Land. Nur für etliche Stunden. Und dann ging's hinaus auf's unendliche blaue Gewässer, hinüber in eine neue Welt.

* * *

Sie waren bereits über vierzehn Tage zu Schiff. Nur Wogen und Himmel, blauer Himmel und blaugraue See, soweit das Auge reicht. Eine lange, aber eine stille, prächtige Fahrt. Einmal ein Stürmchen, das sie schüttelte, einmal ein Wrack, das steuerlos an ihnen vorübertrieb, sonst kein Verdruß, kein Ungemach, kein Ereigniß, und einen Tag wie den anderen jenes einlullende, nur Wetter und Mahlzeiten bedenkende Behagen, das längere Reisen über Meer wie ein eigener Salzwassersegen begleitet.

Daß Seiner Excellenz Gemahlin die Königin des Fahrzeugs war, verstand sich von selbst. Jeder Fahrtgenosse, vom Capitän auf hoher Brücke, der sie zu allen Tageszeiten, bis zum Maschinenheizer, der sie nur hier und da einmal, von unten auf aus einer rußigen Luke spähend, sah, bewunderte und vergötterte sie. Ihr Wink war Befehl, ihre Ansprache die höchste Ehre, ihr mit jedem Tage der Reise sich bessernder, nun schon in gewohnter Schönheit strahlender Anblick der Stolz der ganzen Equipage.

(Schluß folgt.)